

concilium

Theologisches Forum

Theologie im Kontext der Globalisierung: afrikanische Perspektiven

Eunice Karanja Kamaara, Damaris Seleina Parsitau,
Sussy Gumo Kurgat und Edith Kayeli

Eunice Karanja Kamaara

Einfach ausgedrückt meint Globalisierung den gesamten Prozess, durch den die Welt zunehmend zu einem Dorf wird: einem Dorf, dessen Bewohner in einem Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit zueinander stehen und das von „schrumpfender Zeit, schrumpfendem Raum und verschwindenden Grenzen“ gekennzeichnet ist.¹ Infolge der durch die Informationstechnologie vorangetriebenen Globalisierung ist es den Individuen heute möglich, über Grenzen hinweg, ohne staatliche Kontrolle und in Echtzeit zu interagieren, um Güter, Dienstleistungen und Ideen in allen nur denkbaren Lebensbereichen auszutauschen: unter anderem in Wirtschaft, Kultur und Politik, wobei diese unterschiedlichen Sphären natürlich aufs Engste miteinander verwoben sind.

Zwar ist der Globalisierungsprozess nicht neu, doch der Begriff, der diesen jahrhundertealten Prozess beschreibt, wurde erst mit der sprunghaften Entwicklung der Informationstechnologie Ende des 20. Jahrhunderts geprägt. Und auch dass dieser Prozess auf alle Gebiete übergreifen und solche Vorstellungen wie die Internationalisierung der höheren Bildung und der Forschung hervorgebracht hat, ist eine Entwicklung der letzten paar Jahrzehnte.

Während die Globalisierung einerseits wie alle wissenschaftlichen und technologischen Neuerungen enorme Vorteile mit sich bringt, sind andererseits einige ihrer Strukturen zerstörerisch. In seiner letzten Enzyklika ruft Papst Benedikt XVI. den Menschen guten Willens die Worte Johannes Pauls II. ins Gedächtnis: „Trotz einiger ihrer strukturell bedingten Dimensionen, die nicht zu leugnen sind, aber auch nicht verabsolutiert werden dürfen, ist ‚die Globalisierung a priori weder gut noch schlecht. Sie wird das sein, was die Menschen aus ihr machen‘.“² Im Grunde besteht die Ursache für die zerstörerische Wirkung der Globalisierung darin, dass ihre Segnungen weder gleichmäßig noch gerecht unter allen Weltbürgern aufgeteilt werden.

Das „weltweite Netz“ spinnt, wie der Name schon sagt, die große Mehrheit der Menschen ein - oder es spinnt sie „aus“. Doch anders als ein organisches Netz, dessen Konsequenzen sich auf diejenigen beschränken, die hineingehen, wirken sich die Aktivitäten derer im „weltweiten Netz“ auch auf diejenigen aus, die draußen sind. Einige dieser Auswirkungen können für die Entwicklung negativ sein. So bringt die wirtschaftliche Globalisierung beispielsweise eine neue kapitalistische Ökonomie hervor, die die Welt nicht nur in „Habende“ und „Nichthabende“, sondern auch in „Wissende“ und „Nichtwissende“ unterteilt und sich folglich negativ auf die Armen und Unwissenden auswirkt, die in einem solchen Wirtschaftssystem nicht wettbewerbsfähig sind.

Da die Welt zunehmend zu einem echtzeitvernetzten Dorf zusammenschrumpft und da die Menschen bestrebt sind, sich mit den tagesaktuellen Fragen auseinanderzusetzen, wird eine Grenzen und Kulturen überschreitende Forschung immer üblicher: Hunderte von Forschungs- und Gemeindienstprojekten bringen Einzelpersonen und Institutionen aus verschiedenen Teilen der Welt zu den verschiedensten Arten der Kooperation zusammen. Der vorliegende Beitrag will die Vor- und Nachteile der internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit aus afrikanischer Perspektive untersuchen und zu diesem Zweck die Erfahrungen vorstellen, die vier afrikanische Frauen im Rahmen eines globalen feministisch-theologischen Immersionsprojekts (nachfolgend kurz *Kenya Immersion 2009* genannt) gemacht haben, das zwischen dem 22. Juni und dem 18. Juli 2009 durchgeführt wurde. Ziel dieses Immersionsprojekts war es, für junge feministische Theologinnen aus Kenia und den Vereinigten Staaten einen dialogischen Raum des konstruktiven Austauschs, des Lernens und des gemeinsamen Forschens zu schaffen. Die spezifischen Ziele dieses Projekts bestanden darin: i) durch Kurse und Feldforschung den interkulturellen Dialog zwischen den Teilnehmerinnen zu begünstigen; ii) durch Feldforschung und experimentelles Lernen ein tieferes Verständnis globaler feministischer Theolo-

Dr. Eunice Karanja Kamaara ist außerordentliche Professorin am Departement für Philosophie und Religionswissenschaft der Moi University in Eldoret, Kenia, wo sie seit 18 Jahren unterrichtet. Ihr besonderes Forschungsinteresse gilt den Zusammenhängen von Religion und Entwicklung. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Religion, Jugendsexualität und Geschlechterfragen. Anschrift: Moi University, Department of Philosophy and Religious Studies, P.O. Box 3900, Eldoret 30100, Kenia. E-Mail: ekamaara@iupui.edu.

gien zu fördern, wie sie in örtlichen Gemeinschaften in Kenia zum Ausdruck kommen, und iii) den Teilnehmerinnen Gelegenheit zum kooperativen Schreiben zu geben.³

Bedingt durch meinen postkolonialen Kontext einer afrikanischen Frau, die in den ersten fünfzig Jahren der politischen Unabhängigkeit Kenias geboren und aufgewachsen ist, waren meine Erfahrungen und Gefühle als Mitarbeiterin beim Projekt *Kenya Immersion 2009* sehr gemischt: Verwirrung, Widersprüche und Enttäuschungen im Hinblick auf meine Identität und Zielsetzung wechselten sich mit Freude, Hoffnung, Erfüllung und einer großen Klarheit der Identität und Zielsetzung ab, als ich begriff, dass sowohl Gutes als auch Böses, zuweilen ganz eng miteinander verflochten, diese Aktivität prägten. Alles in allem ist *Kenya Immersion 2009* dank der effizienten Konzipierung, Planung und Durchführung des Projekts durch die Graduiertenstudentinnen der Loyola University Chicago (LUC) erfolgreich verlaufen, und es wurden alle drei im Vorfeld genannten Ziele erreicht. Die Ergebnisse waren in qualitativer und quantitativer Hinsicht wirklich überwältigend. Bedenkt man jedoch, vor welchen Herausforderungen die interkulturelle Zusammenarbeit vor allem in einem Kontext steht, in dem die Zusammenarbeitenden nicht von derselben Erfahrungsebene ausgehen, dann hat dieser Prozess auch viele Wünsche offen gelassen.

Aus Platz- und Zeitgründen werde ich mich darauf beschränken, meine Erfahrungen an drei⁴ spezifischen Aspekten zu veranschaulichen:

1. Zuerst und vor allem war ich zutiefst von der Hingabe, der harten Arbeit, der Kreativität und den guten Absichten beeindruckt, mit denen das Projekt konzipiert, geplant und umgesetzt wurde. Unter der Leitung von Melissa Browning haben unsere amerikanischen Schwestern⁵ viele Monate ihrer Zeit und eine große Menge an Energie geopfert, um die Anträge zu stellen und die nötigen Fördergelder zu erhalten, und sie haben alles daran gesetzt, das Projekt zu verwirklichen. Ich selbst wurde erst eingeladen, nachdem der Antrag bewilligt und die Finanzierung gesichert war, was bedeutet, dass mir das erspart blieb, was, wie jeder Wissenschaftler weiß, die mühseligsten Schritte auf dem Weg zu einem erfolgreichen Projekt sind: Entwurf, Ausführungsplanung und Fördermittelbeschaffung. Ich habe unermesslich profitiert und werde auch in Zukunft noch lange von den Aktivitäten des Projekts *Kenya Immersion 2009* zehren – insbesondere, was das Lernen und Verlernen über Kontext und Pädagogik innerhalb und außerhalb des Bereichs der feministischen Theologie betrifft. Ich habe tiefes theologisches Engagement erfahren und während des Prozesses neue und hoffentlich dauerhafte Beziehungen geknüpft, die nicht nur im Hinblick auf das akademische, sondern auch auf das soziale Leben – denn im Grunde gibt es zwischen beiden keine klare Trennung – für beide Seiten von Vorteil sind. Voller Überzeugung kann ich sagen, dass viele Jahre des Studiums mich nicht hätten lehren können und nicht gelehrt haben, was ich in einem Monat *Kenya Immersion 2009* gelernt und verlernt habe.

Dennoch kann ich, so sehr ich die positiven Ergebnisse von *Kenya Immersion 2009* auch zu schätzen weiß und mich darüber freue, mich doch eines gewissen

Unbehagens darüber nicht erwehren, dass ich nicht von Anfang an in das Projekt miteinbezogen worden bin. Von der Geschichte und meinem aktuellen Kontext geprägt, überwältigte mich zuweilen das Gefühl der Unzulänglichkeit, Minderwertigkeit und Entmündigung. In Augenblicken äußerster Frustration fragte ich mich, wie lange die Afrikaner noch „die Bürde des weißen Mannes“ - oder der weißen Frau - bleiben werden.⁶ Um eine echte Zusammenarbeit zu ermöglichen, hätten meiner Meinung nach die Bürden und die Wohltaten wenn schon nicht gleichmäßig, so doch wenigstens gerecht verteilt, d.h. auch die kenianischen Teilnehmerinnen in die Abfassung des Antrags, die Beschaffung der Mittel und die Ausführungsplanung einbezogen werden müssen. Da dem nicht so war, könnte man nicht ganz zu Unrecht zwischen den Zeilen die stillschweigende Prämisse lesen, unsere US-amerikanischen Gegenüber (die Einzelpersonen und die LUC als Institution) seien die dominanten Partner gewesen (was die Homepage des Projekts auch leider bestätigt). Ich räume ein, dass dies unseren amerikanischen Schwestern womöglich nicht bewusst gewesen ist, und ich will auf gar keinen Fall den Eindruck der Undankbarkeit erwecken. Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich betonen, wie dankbar ich der LUC und meinen amerikanischen Schwestern bin und dass ich meine Überlegungen in aufrichtigster Absicht vortrage. Der Punkt, den ich deutlich machen will, ist der, dass dieses Projekt sogar noch wirkungsvoller hätte sein können, wenn nicht nur den Ergebnissen, sondern auch der Vorbereitung angemessene Aufmerksamkeit zuteilgeworden wäre.

2. Der erste Teil von *Kenya Immersion 2009* bestand aus Vorlesungen über afrikanische feministische Theologie und Vorlesungen über Afrikaforschung am Maryknoll-Institut für Afrikaforschung (MIAS) des Tangaza College, Nairobi. Zu einem bestimmten Zeitpunkt wurde unser Team darum gebeten, im Rahmen einer Pastoral Sitzung vor einer größeren Gruppe von Studenten eine Präsentation zum Thema afrikanische feministische Theologie zu halten. Unsere Präsentation bestand darin, dass jede von uns sich vor das Publikum stellte, um ihr Frausein zu bejahen und sich gleichzeitig von geschlechtsspezifischen Rollenklischees zu distanzieren. Ich zum Beispiel stellte mich vor das Publikum und sagte: „Meine Kirche, die römisch-katholische Kirche, sagt, dass eine Frau kein Priester sein kann. Ich sage, dass eine Frau sehr wohl Priester sein kann, und ich lasse mich nicht zum Schweigen bringen.“ Jedes Mal, wenn eine von uns etwas sagte, spotteten die größtenteils männlichen Zuhörer und/oder lachten laut.

Erwartungsgemäß - denn die menschliche Natur ist überall auf der Welt dieselbe - verstanden wir alle das Spotten und Lachen als eine typische Art, Frauen zum Schweigen zu bringen (wir wurden sogar in unserem Anspruch, nicht zum Schweigen gebracht zu werden, zum Schweigen gebracht). Dennoch unterschieden sich die Reaktionen der afrikanischen Schwestern sehr deutlich von denen der amerikanischen Schwestern. Wir Afrikanerinnen nahmen das Publikum nicht ernst und waren nicht überrascht über ihre Reaktionen. Ich persönlich stimmte sogar in das Lachen der Zuhörer ein, denn ich habe aus Erfahrung gelernt, dass der Kampf um die Geschlechtergleichheit in Afrika leichter durch strategisches

Verhandeln als durch Konfrontation zu gewinnen ist. Alle amerikanischen Schwestern waren hingegen äußerst gekränkt.

Eine andere Gruppe hielt eine Präsentation über Polygamie und Mätressen. Eine Frage diente als Denk-, Diskussions- und Analyseanstoß: „Ist es besser, polygam zu leben oder Mätressen zu haben?“ Während alle amerikanischen Schwestern in der Hörerschaft die Fragestellung nicht akzeptierten, schienen viele der afrikanischen Schwestern durchaus in der Lage zu verstehen, inwiefern diese beiden Praktiken miteinander verglichen werden konnten. Für manche ist Polygamie nichts Böses, während sie es sehr wohl für böse halten, Mätressen zu haben. Ich persönlich distanzierte mich entschieden von dem Eindruck, der durch diese Frage hervorgerufen wurde, denn auch wenn ich Kenianerin und in einer ländlichen Umgebung geboren und aufgewachsen bin, unterscheidet sich meine persönliche Erfahrung, wie ich vermute, beträchtlich von der vieler Kenianer aus anderen, stärker patriarchalisch geprägten Verhältnissen. In Anbetracht des kulturellen Hintergrunds der Zuhörer ist dies vielleicht zu verstehen.

In einer anderen Situation wandte sich ein Afrikaner an eine Amerikanerin und sagte: „Nehmen wir einmal an, Sie wären eine von meinen Frauen ...“ Die Amerikanerin schnitt dem Kenianer ärgerlich das Wort ab und gab ihm zu verstehen, dass er sich das nicht einmal vorstellen dürfe. Um die Situation zu retten, sagte eine Kenianerin zu dem Kenianer: „Bitte nehmen Sie mich als Beispiel.“ Das war für mich eine interessante Wendung der Ereignisse: Eine kenianische Frau ergriff Partei für einen kenianischen Mann, um ihn vor einer amerikanischen Frau zu schützen. Das ethnische Kriterium lief dem des Geschlechts den Rang ab. Wieder einmal spiegeln die Reaktionen auf die beiden Vorfälle den jeweils unterschiedlichen historischen und kulturellen Hintergrund der Betroffenen wider. Mir persönlich tat einerseits der Afrikaner leid, der die Reaktion der amerikanischen Schwester womöglich nicht so verstanden hatte, wie sie gemeint gewesen war, nämlich nicht als Geschlechter-, sondern als Rassenproblem. Und andererseits tat mir unsere amerikanische Schwester leid, denn sie stammte aus einem kontextuellen Hintergrund, wo individuelle Rechte einen hohen Stellenwert haben.

Für mich wurde in dieser Situation deutlich, dass die Erfahrungen afrikanischer und amerikanischer Frauen trotz des gemeinsamen Nenners auseinanderklaffen. Zwar besteht die Ungleichheit der Geschlechter über Klasse, Hautfarbe, Religion, Bildung und Alter hinweg, doch die spezifischen Erfahrungen mit dieser Ungleichheit sind von Kontext zu Kontext unterschiedlich. Das impliziert, dass der Ansatz, mit dieser Ungerechtigkeit umzugehen, nicht unbedingt immer derselbe sein muss. Und es bestätigt das Konzept der afrikanischen feministischen Theologie sowie die Notwendigkeit, spezifische Formen des afrikanischen Feminismus – wie etwa den von Obioma Nnaemeka postulierten Nego-Feminismus⁷ – anzuerkennen, zu fördern und zu würdigen.

3. Eine der Aktivitäten von *Kenya Immersion 2009* führte uns nach Brackenhurst, einem einst ausschließlich von Kolonisten besiedelten Viertel am Stadtrand von Nairobi. Ich war noch nie dort gewesen, denn man wird dort zwar nicht mehr der Hautfarbe, wohl aber der wirtschaftlichen Klasse und Stellung wegen ausge-

grenzt. Und zwischen Hautfarbe und wirtschaftlicher Stellung gibt es leider häufig Überschneidungen. Deswegen ist die Klientel in Brackenhurst noch immer überwiegend weiß. Ich fühlte mich sehr privilegiert, diesen Ort besuchen zu dürfen, und ich genoss die Ruhe und menschengemachte Ordnung der gepflegten Rasenflächen, fleckenlos weißen Bett- und Tischtücher und fünfgängigen Mahlzeiten mit sorgfältig arrangiertem Besteck in britischem Stil. Ich war meinen amerikanischen Schwestern für diese Erfahrung sehr dankbar, auch wenn ich mich fragte, ob ihnen die Ironie einer Situation bewusst war, in denen sie kenianischen Frauen den Zugang zu einem Ort in ihrem eigenen Land ermöglichten.

Interessanterweise brachte uns eines der Rituale, die wir in Brackenhurst durchführten, buchstäblich aus dem „kolonialen Raum“ heraus und in eine natürliche Umgebung mit holprigem Boden, wildem Buschwerk, Insekten, die bedrohlich um meine Nase kreisten, und Vogelgeschrei. Während wir unser Frausein, unsere Unabhängigkeit und die Natur feierten und einander als würdevolle, nach dem Bild Gottes geschaffene Menschen bestätigten, dachte ich besorgt daran, dass wir nicht lange in diesem mentalen, emotionalen und physischen Raum würden bleiben können, weil wir letztendlich buchstäblich zurück nach Brackenhurst gehen müssten. Ist die Wirkung der Entmündigung so unausweichlich? Ist die Geschlechtergleichheit ebenso trügerisch, wie es die politische Unabhängigkeit für meine Generation gewesen ist?

Ich lasse diese Fragen unbeantwortet, denn ich habe keine Antworten. Wie gerne würde ich beweisen, dass Kwesi Kwaa Prah Unrecht hat, wenn er die „Globalisierung als die Geschichte der Ausbreitung des Westens“ beschreibt, die „vier bis fünf aufeinanderfolgende Stadien durchlaufen und die Ökonomie des Westens und uns übrige immer weiter verschmolzen hat.“⁸ Dennoch möchte ich mit Paul Farmer bemerken: „Angesichts des großen Erfahrungsschatzes, der uns zugänglich ist, ist es bedauerlich, dass über den Prozess der ‚Begleitung‘, wie das Miteinandergehen in theologischen Kreisen genannt wird, noch so viele Lektionen ungelernt bleiben. Denn wenn Projekte, die die reiche Welt - und dazu gehört jede amerikanische Universität - mit den ärmeren Bereichen der sich entwickelnden Welt verbinden, Erfolg haben sollen, dann muss es ein Schlüsselziel solcher Verbindungen werden, dass man lernt, miteinander zu gehen.“⁹

Doch afrikanische Frauen sind nicht homogen. Das heißt, dass trotz unserer gemeinsamen Erfahrungen jede von uns ein einzigartiges Individuum ist, dass jede die Wirklichkeit auf ihre eigene Weise wahrnimmt und demzufolge andere Perspektiven hat. Deshalb wollen wir nun andere Stimmen hören, um weitere afrikanische Perspektiven kennenzulernen.

Damaris Seleina Parsitau

Kenya Immersion 2009 war für mich eine sehr aufregende, lehrreiche und bereichernde Erfahrung. Teil dieser Bereicherung war die Tatsache, dass das Projekt

von Anfang an als gemeinsame Erfahrung und Zusammenarbeit von US-amerikanischen und kenianischen feministischen Theologinnen geplant war. Es war sehr erfrischend zu sehen, wie in einer Atmosphäre des konstruktiven Dialogs, des intellektuellen Austauschs und des gemeinsamen Forschens neue Beziehungen und Freundschaften entstanden. Wir alle haben in den Kursen und außerhalb der Kurse, bei der Feldforschung und in dem Haus, in dem wir alle lebten und miteinander aßen, viel voneinander gelernt.

Eine besondere Erfahrung, die hier erwähnt werden sollte, war die Feindseligkeit, die uns als feministischen Theologinnen vonseiten anderer, hauptsächlich männlicher Studenten am Maryknoll-Institut entgegengebracht wurde. Es machte sie neugierig, erfüllte sie aber zugleich auch mit Unbehagen, dass da eine Gruppe von Feministinnen erschien, die von einer der führenden afrikanischen Theologinnen unterrichtet wurden. Das weckte den Argwohn insbesondere der männlichen Studenten, die sich vermutlich von der feministischen Klasse bedroht fühlten. Während einer Präsentation unserer Klasse wurden wir ausgebuht und sehr respektlos behandelt, und diese Erfahrung war vor allem für unsere US-amerikanischen Kolleginnen verstörend und enttäuschend: Einen solchen Mangel an Respekt haben sie vermutlich nie zuvor erfahren. Danach konnten unsere lieben Schwestern aus den USA besser einschätzen, welchen Feindseligkeiten wir Frauen in den Dritte-Welt-Ländern, aber vor allem in so stark patriarchalisch geprägten Gesellschaften wie vielerorts in Kenia Tag für Tag zu Hause, an der Schule und am Arbeitsplatz ausgesetzt sind. Unseren Schwestern wurde bewusst, wie privilegiert sie sind und dass sie im Vergleich mit den patriarchalischen Gesellschaften Afrikas aus einem sehr viel sichereren und deutlich weniger feindseligen Umfeld heraus agieren können. Trotz der zahlreichen Herausforderungen hatten wir jedoch viel Freude und eine ganz wunderbare Zeit miteinander. Die Ziele des Projekts - die meiner Ansicht nach auch erreicht worden sind - waren um eine Reihe von Themen herum angelegt: Zuhören und Lernen; Sprechen; Erfahrung. Mich hat vor allem die afrikanische feministische theologische Pädagogik beeindruckt, die das Lernen unter den Aspekten der Gemeinschaft,

des Engagements und der Beteiligung begreift. Priorität hatten die Erfahrungen und Stimmen insbesondere der überwiegend weiblichen Randgruppen. Es wurde deutlich, dass sowohl persönliche als auch kollektive Frauenerfahrungen kritische und wesentliche Quellen des Nachdenkens und Theologisierens sind. Bei der Auseinandersetzung mit unter-

schiedlichen Erfahrungen von Frauen aus verschiedenen kulturellen Kontexten stellte sich recht klar heraus, dass Frauen in aller Welt vor ähnlichen Herausforderungen stehen und dass sich nur ihr jeweiliges Lebensumfeld unterscheidet.

Damaris Seleina Parsitau ist Dozentin für afrikanisches Christentum an der Universität von Egerton, Kenia. Sie arbeitet gegenwärtig an ihrer Dissertation über die neuen Pfingstbewegungen und bürgerschaftliches Engagement in Kenia. Anschrift: Egerton University, Dept. of History & Religious Studies, P.O. Box 536, Egerton, Kenia. E-Mail: dparsitau@yahoo.com.

Neben der Erfahrung in den Kursen war das Projekt *Kenya Immersion 2009* auf Ethnographie als Pädagogik fokussiert. Im Rahmen des ethnographischen Forschens brachten sowohl Studentinnen als auch Feldassistentinnen ihre Zeit damit zu, an verschiedenen Orten Feldforschung zu betreiben, Interviews zu führen, Erfahrungen zu machen und Daten zu sammeln. Die kritischen Punkte, die sich dabei herauskristallisierten, waren Geschichten von Kampf und Leid, von Gewalt und Vergewaltigung und davon, wie man von der Kultur, der Tradition und dem Patriarchat zum Opfer gemacht oder zum Schweigen gebracht wird. Das Serviceprojekt in Mai Mahiu setzte uns den entmenschlichenden Situationen aus, in denen die Opfer der Gewalt während der politischen Unruhen in Kenia 2007/08 leben mussten. Doch selbst unter diesen unmenschlichen Umständen waren der Mut der Frauen ungebrochen und ihre Widerstandskraft ebenso beruhigend wie bewegend. Mir blutete das Herz, als ich diese Frauen und Mädchen sah, und doch verließ ich sie mit der Hoffnung und Zuversicht, dass der menschliche Geist tatsächlich unbezähmbar ist. Die Entschlossenheit und Hoffnung in ihren Augen gewann unsere Herzen, denn wir begriffen, dass diese Frauen sich selbst in Gruppen organisiert und sich konkrete Dinge vorgenommen hatten, die sie tun wollten, um ihr Leben und ihre Situation zu verbessern. Unsere Gespräche mit diesen Frauen förderten auch Geschichten der Hoffnung, des Glaubens, des Widerstands und der Stimme zutage, die laut wird, wenn diese Frauen über ihre Viktimisierung hinauswachsen. Andere, die nicht unbedingt in Binnenflüchtlings-Camps, aber in Situationen vergleichbaren Elends lebten, erzählten, wie sie sich dagegen gewehrt hatten, von unterdrückerischen Kulturen, patriarchalischen Traditionen und Vorurteilen zu Opfern gemacht und zum Schweigen gebracht zu werden, und wie sie sich als kritische Stimmen Gehör verschafft hatten. Geschichten wie die der Bischöfin Margaret Wanjiru von den *Jesus Is Alive Ministries*, der Evangelistin Teresia Wairimu von den *Faith Evangelistic Ministries* und der Evangelistin Elizabeth Wahome vom *Single Ladies Interdenominational Fellowship* inspirierten mich und zeigten mir, dass Frauen in schwierigen Situationen die ihrem Geschlecht auferlegten Grenzen überwinden und zu Anführerinnen, Gründerinnen, Visionärinnen, Amtsträgerinnen, Prophetinnen, Heilerinnen und Bischöfinnen werden können.

Sussy Gumo Kurgat

Zunächst möchte ich dem Organisationskomitee dafür danken, dass es mich nominiert hat, um an *Kenya Immersion 2009* teilzunehmen. Das Projekt hat mir durch Vorlesungen und Feldforschung Perspektiven für ein Engagement in der feministischen Theologie eröffnet. Anfangs war ich nicht sicher, ob ich mich der richtigen Gruppe angeschlossen hatte, denn der theologische Diskurs war verwirrend für mich. Vorher hatte ich mich mit meinem religionswissenschaftlichen Studium nicht als Theologin gesehen, die eigene Beiträge zum Fach der feministischen Theologie leisten könnte, und deshalb fühlte ich mich ziemlich fehl am

Platz. Ich hatte ein Problem mit der Theologie und hielt sie für einen Studiengang, der ausschließlich für künftige Prediger und Priester bestimmt ist. Im Grund- und Hauptstudium war ich allen Veranstaltungen aus dem Weg gegangen, die sich mit theologischer Theorie und Pädagogik in öffentlichen Räumen befassten. Der Begegnung mit den theologischen Werken afrikanischer feministischer Theologinnen, darunter Mercy Oduyoye, Anne Nasimiyu-Wasike, Musa Dube, Nyambura Njoroge und Musimbi Kanyoro, hatte ich allerdings nicht aus dem Weg gehen können. Dennoch schenkte ich ihnen trotz ihres immensen Beitrags zur feministischen Theologie keine allzu große Beachtung. Deshalb war meine Teilnahme am Projekt *Kenya Immersion 2009* äußerst hilfreich, denn ich lernte dort den feministischen theologischen Diskurs kennen und verstehen.

Nachdem ich die Erfahrungen und Überlegungen dieser afrikanischen Theologinnen wieder gelesen hatte, war ich in der Lage, mein persönliches Selbstverständnis neu zu konzipieren - mein Selbstverständnis nicht nur als Religionswissenschaftlerin, sondern auch als Frau, die in Afrika Theologie betreiben will: eine Theologie des Kampfs für die Selbstbestimmung der Frauen, für ihre Rechte, ihre Unabhängigkeit, Würde und für die radikale Umgestaltung aller Lebensbereiche. Diese und viele andere Aspekte stellten für mich den Kontext einer kritischen feministischen Interpretation der Frauenbefreiung dar. Diese Erfahrung hat mich emanzipiert und befähigt, mich selbst neu zu definieren und meine Identität neu zu entwerfen: die Identität einer afrikanischen Frau, die es wagen kann, sich auf die womanistischen/feministischen Debatten und Aktionen im postkolonialen Raum einzulassen.

Das theologische Arbeiten im Rahmen des Immersionsprogramms setzte mich unterschiedlichen Situationen aus, die Frauen in ihren unterschiedlichen Kontexten betreffen. Daher war es für mich auf persönlicher wie intellektueller Ebene wirklich motivierend und lohnend, an den fortdauernden Debatten und Überlegungen zum Feminismus und den feministischen Theologien teilzunehmen, die es nicht zulassen wollen, dass die patriarchalische Sozialisierung fast jeden Aspekt unseres Lebens prägt. Natürlich wollte ich unbedingt mehr lernen und Theologie in einem globalisierten Kontext betreiben. Wie Susan Ross es formuliert: „Afrikanerinnen sind sehr darauf bedacht, mit Theologinnen aus anderen Teilen der Welt im Dialog zu stehen.“¹⁰ Trotz der Herausforderungen, die ihr Engagement behindern, bot mir das Immersionsprogramm die Chance, anderen Frauen zuzuhören. Es war eine besondere Erfahrung, in Solidarität mit Frauen aus aller Welt zuzuhören und die Anliegen der weißen feministischen Theologie - die die Anliegen weißer Frauen sind - zu hinterfragen; hier waren wir weiße Amerikanerinnen und kenianische Afrikanerinnen, die gemeinsam feministische Theologie betrieben. Das war ein Hinweis darauf, welche Auswirkungen es hat, wenn die feministischen Theologinnen der westlichen Welt sich im Zuge der dritten Feminismuswelle aufrichtig mit der Kritik auseinandersetzen, sie würden die Belange der weißen Frauen verallgemeinern. Hier schufen feministische Theologinnen aus Amerika einen Raum der Solidarität und des Zuhörens, in dem

kenianische Theologinnen die westliche Hegemonie hinterfragen und dekonstruieren konnten. Das ist in der Tat ein neuer feministischer Diskurs.

Das gemeinsame theologische Arbeiten afrikanischer und amerikanischer Frauen ist vor allem für die feministische Theologie und Ethik ein positives Ergebnis der Globalisierung in der theologischen Methode. Von direktem Nutzen war die Erfahrung während des Immersionsprogramms für mich vor allem im Hinblick auf akademische Beziehungen, die so gegenseitig waren, wie sie in einer solchen Situation grundlegender Rassenunterschiede überhaupt nur sein konnten. Das gemeinsame theologische Projekt war eine Herausforderung, die in Chancen und neue Möglichkeiten umgesetzt wurde. Die Zusammenarbeit war ein inklusives Projekt, bei dem die Gelegenheit, Frauenstimmen aus einer globalisierten Perspektive zu hören, erleichtert und gefördert wurde. Den feministischen Diskursen US-amerikanischer und kenianischer Frauen beizuwohnen, war eine begeistern- de, verblüffende und anspornende Erfahrung der Interaktion und Begegnung.

Einer der interessantesten und wichtigsten Aspekte, der sich in unseren Diskussionstreffen herauskristallisierte, ist die Tatsache, dass unsere Vorlesungen eine große Bandbreite an Frauenstimmen repräsentierten. Das feministisch-theologi- sche Rahmenwerk und die Theorien wurzelten sowohl in afrikanischen als auch in US-amerikanischen Kontexten. Nach meinem Eindruck gab es im Grunde viele Gemeinsamkeiten, auch wenn die Erfahrungen der einzelnen Teilnehmerinnen auf ihrem jeweiligen Kontext basierten. Durch unseren Erfahrungsaustausch gelangte ich zu der Auffassung, dass Frauen innerhalb der etablierten Werte- systeme für ein Selbstwertgefühl eintreten müssen, indem sie die alten Werte in Frage stellen, sich laut in und zu gesellschaftlichen Frauenfragen äußern und so ihre eigenen Werte schaffen. Unsere vielfältigen Erfahrungen machten uns be- wusst, dass afrikanische Theologinnen sich durch die verschiedenen Wellen des Feminismus und insbesondere durch die Theologie der afrikanischen Frauen nicht nur auf ganz spezifische Probleme - ihre eigenen oder die anderer Frauen - fokussieren, sondern dass Frauen vor allem Denk- und Handlungsweisen analy- sieren, die die Heilung menschlicher Gebrochenheit und den Wandel von Gesell- schaften weltweit begünstigen. Dank unserer Diskussion bin ich davon überzeugt, dass Frauen damit fortfah- ren sollten, Dinge auf prophetische Weise auszusprechen, um sich von den Ketten der Unterdrückung zu be- freien. Das wird dazu führen, dass ei- nige der kulturellen Praktiken, die be- nutzt werden, um Frauen in der Ge- sellschaft als Bürger zweiter Klasse

Dr. Sussy Gumo Kurgat unterrichtet an der Universität von Maseno, Kenia, und ist dort Vorsitzende des Departements für Religion, Theologie und Philosophie. Sie arbeitet zu Fragen der vergleichenden Religionswissenschaft, Methodologie, Ethik und Menschenrechte. Anschrift: Maseno University, Department of Religion, Theology and Philosophy, P.O Box 333-40105, Maseno, Kenia. E-Mail: suguku@yahoo.com

zu knechten, entmystifiziert werden. Liebe, Dialog und Engagement für die Bot- schaft werden dann die Gesellschaft verändern. Wie Anne Nasimiyu-Wasike während unseres Kurses am Maryknoll-Institut bemerkte, sollten die Frauen mittels einer Spiritualität des Widerstands und der Veränderung in der Lage sein,

ihren Status als Frauen zu erkennen und sich gegen alle entmenschlichenden Praktiken zur Wehr zu setzen, die ihre Person und ihre Würde in Frage stellen. Meine eigenen Erfahrungen haben mich gelehrt, dass auf der Seite der Unterdrückter das Stillschweigen als implizite Billigung sozialkultureller Systeme verstanden wird, die Frauen in Afrika nach wie vor an den Rand drängen.

Trotz der Erkenntnis, dass Geschlechterungleichheit allen Kulturen gemeinsam ist, glaube ich dank der Erfahrung aus dem Projekt *Kenya Immersion 2009* fest daran, dass eine globale Frauenbewegung die Macht hat, die in unseren Kulturen fest verwurzelten patriarchalischen Machtstrukturen zu erschüttern. Daraus schließe ich, dass Frauen jeder ethnischen, kulturellen und sozialen Zugehörigkeit sich zusammentun sollten, um die Gesellschaft zu verändern und sie menschlicher und freier zu machen.

Einer der bedeutendsten Beiträge der feministischen Theologie ist der aufkommende Diskurs über die Frage, wie wir unsere feministische Theologie in erster Instanz betreiben. Soweit dies die Pädagogik und die Methodologien betrifft, kann das theologische Arbeiten durch Erfahrungsaustausch und durch die Kämpfe einzelner Frauen vorangebracht werden. Ich erkenne den positiven Einfluss westlicher Theologinnen auf afrikanische Theologinnen durchaus an, bedaure jedoch, dass das vorherrschende Modell des theologischen Arbeitens nach wie vor das westliche ist, das auf den afrikanischen Kontext übertragen wird. Hier muss umgedacht und anerkannt werden, dass afrikanische Frauen schon längst auf eine Weise Theologie betreiben, von der der Westen vieles lernen kann. Deshalb hat mir die Erfahrung im Rahmen des Immersionsprogramms nicht nur geholfen, meine Rolle als Wissenschaftlerin in einem postkolonialen Raum neu zu definieren, sondern mich überdies als Wissenschaftlerin in Methodologie und Forschung innerhalb der Bereiche der feministischen Theologien und Praktiken verändert. Ich hoffe, dass ich dank eines immersionsmethodologischen Forschungsansatzes künftig in der Lage sein werde, globale Texte in Forschung und Pädagogik effizienter einzusetzen.

Kenya Immersion 2009 hat mir - und das ist das Mindeste, was ich sagen kann -, dadurch, dass wir uns in ganz elementarer Form auf gesellschaftliche Fragen eingelassen haben, eine Chance geboten, Theorie und Praxis miteinander zu kombinieren. Das kooperative Serviceprojekt hat meine Forschungserfahrungen vertieft und mir durch die Pädagogik der Ethnographie eine breitere Palette an Möglichkeiten gegeben, die im Feld gesammelten Beobachtungen mit anderen zu teilen. Wenn wir als afrikanische und amerikanische Frauen miteinander unterwegs sind und feministische Theologie betreiben, dann hoffe ich, kurz gesagt, dass unsere Erfahrungen eine befreiende Theologie sein werden, die uns befähigt, unterschiedliche kulturelle Backgrounds anzuerkennen und auf diese Weise feministisch-theologische Ausdrucksformen zu finden, die auf unserem eigenen Kontext basieren. Folgerichtig sollten wir Frauenerfahrungen Raum und Stimme geben, die für die Wissenschaft von normativer Bedeutung sind - vor allem in jenen Forschungszweigen, die sich mit dem Handeln und Denken von Frauen befassen. Meine Erfahrung bei *Kenya Immersion 2009* ist nicht die Geschichte

einer ausgebeuteten kenianischen Afrikanerin und Theologin, die feministische Theologien betreibt, und sie ist in keiner Weise mit der Geschichte der *Kabul Beauty School*, einer Geschichte über westliche Intervention in Afghanistan, vergleichbar.¹¹ Es ist die Geschichte eines Erfahrungsaustauschs mit Theologinnen in einem globalisierten Kontext. Es ist eine Erfahrung von Beziehungen, die auf Gegenseitigkeit und, was das Verständnis und die Thematisierung von Frauenfragen betrifft, auch auf einem Gefühl der Einigkeit beruhen. Die Bildung der Gruppe war nicht darauf ausgerichtet, andere auszubeuten, sondern Solidarität und Zusammenhalt zwischen allen Teilnehmerinnen zu schaffen.

Edith Kayeli

Grundsätzlich war das Projekt *Kenya Immersion 2009* für mich eine bereichernde und lohnende Erfahrung. Ich habe aus jeder Situation, die wir in den Kursen, bei der Feldforschung und bei der gemeinnützigen Arbeit miteinander geteilt haben, viel gelernt. Manche Ereignisse aber waren besonders gewinnbringend und haben bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Der Ausflug nach Brackenhurst hat mir über das Thema der postkolonialen feministischen Theologie, des postkolonialen Raums und darüber die Augen geöffnet, wie wir in unserem Leben bewusst oder unbewusst von diesem Thema geprägt werden. Ich hatte von diesem Ort gehört, aber nie das Privileg gehabt, dorthin zu gehen. Der Besuch fand eine Woche nach unserer Rückkehr aus dem Binnenflüchtlingslager in Mai Mahiu statt. Brackenhurst ist ein Ort, an dem man sehr stark an sein koloniales Erbe erinnert wird. Obwohl es sich im Besitz einer nationalen kirchlichen Gruppe (der Baptisten) befindet, erhält es den kolonialen Baustil aufrecht. Der Name des Orts ist britischen Ursprungs, die Kunstwerke in den Gebäuden erinnern an die Kolonialzeit, die Mieten liegen weit über dem Durchschnittsverdienst der kenianischen Bevölkerung, und die Klientel ist größtenteils weiß. An dem Wochenende, an dem wir da waren, haben wir viele Weiße und eine asiatische Familie gesehen. Die Einheimischen, denen wir begegneten, waren meist Hotelangestellte. Das Hotel liegt auf einem über 100 Morgen großen Stück Land etwa 30 Minuten nordwestlich von Nairobi – eigentlich ein schönes Ziel für einen Wochenendausflug, doch einheimische Kenianer kommen nur selten hierher. Sie besuchen den Ort allenfalls in Gruppen, zum Beispiel im Rahmen eines von der Pfarrei organisierten Ausflugs, doch selbst dann kommen sie hauptsächlich aus den wohlhabenden Pfarreien in der Stadt. Dies warf die Frage auf: Befinden wir uns wirklich in einem postkolonialen Raum, oder ist das nur eine Ideologie? Genau das war für mich der Punkt, an dem sich entschied, ob das Thema der globalen feministisch-theologischen Immersion einen Sinn hatte oder nicht. Die Räume sind solide gebaut. Viele verfügen über einen Kamin, der auch in einer frostigen Nacht für Wärme sorgt. Es gab für jeden mehr als genug zu essen, gepflegte Rasenflächen, das Haus war gut auf Tagungsgäste und Konferenzen eingestellt, und auch sauberes Wasser war reichlich vorhanden. Doch nur ein

paar Kilometer von Brackenhurst entfernt lebten Menschen in den Binnenflüchtlingslagern, die nicht wussten, was sie am nächsten Tag essen sollten, die mehrere Kilometer weit gehen mussten, um sauberes Wasser zu bekommen, und die auf zwei Morgen Land in ramponierten Zelten (für 235 Familien) wohnten. Während meine Kolleginnen und ich zusammenkamen, um unsere Themen ins Blickfeld zu rücken und über das Immersionsprogramm nachzudenken, trafen sich die Frauen im Flüchtlingscamp vermutlich, um Strategien für den Start eines einkommenschaffenden Projekts zu entwerfen, um den Transport (über eine Entfernung von rund 20 Kilometern) der Wasserration für den nächsten Tag zu planen, um die Geschichte ihrer Erfahrungen mit den Unruhen nach den Präsidentschaftswahlen miteinander zu teilen und um einander Mut zuzusprechen und Wege zu finden, wie man den Kranken unter ihnen und vor allem denjenigen helfen kann, die an tödlichen Krankheiten wie HIV und AIDS leiden. Die gegenwärtige Situation dieser Frauen ist durch eine postkoloniale Idee verschuldet, die Menschen nach ethnischen Kriterien einteilt und Grund und Boden zum wertvollsten und begehrtesten Besitz im ganzen Land gemacht hat.

Das war eine schonungslose Erinnerung an die koloniale Hinterlassenschaft, die wir geerbt haben und die uns so lange erhalten geblieben ist. Die Vorstellung, dass eine Familie mehr als genug zu essen und ein schönes Haus zum Schlafen hatte und sich nicht darum sorgen musste, was die Kinder essen würden usw., während nur wenige Kilometer entfernt unsere Mitmenschen hungrig einschließen, in zerfetzten Zelten unterkrochen und keine Ahnung hatten, was sie ihren Kindern am nächsten Tag zum Essen oder Anziehen geben oder was sie tun sollten, wenn eines von ihnen krank würde – diese Vorstellung ließ in mir die Frage aufkeimen, ob wir unsere afrikanische Kultur vollständig gegen eine koloniale Kultur eingetauscht hatten, die unmenschlich ist, uns unsere Mitmenschen vergessen und uns immer und ausschließlich an uns selbst denken lässt. In afrikanischen Kulturen ist es undenkbar, dass der eine Nahrung im Überfluss hat, während der Nachbar hungert, dass einer ein Dach über dem Kopf hat, während der Nachbar obdachlos ist, oder, als Mutter, dass für das Wohlergehen des Kindes gesorgt ist, während die Mutter neben mir in Gottes Hand und der Natur auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Der gemeinschaftliche Aspekt afrikanischer Kulturen hätte eine solche Situation niemals zugelassen. In traditionellen¹² afrikanischen Kulturen ist es so: Wenn ich zu essen habe, dann hat auch mein Nachbar zu essen, und dem Kind meines Nachbarn soll es an nichts fehlen, denn ich als Mutter bin in der Lage, für das Kind zu sorgen, das nicht das Kind eines Einzelnen, sondern das Kind der Gemeinschaft ist. Deshalb gibt es in vielen afrikanischen Gemeinden ein Sprichwort, das besagt, es brauche ein Dorf, um ein Kind großzuziehen.

Diese und viele andere Situationen, mit denen wir es während des Immersionsprogramms zu tun bekamen, zeigten, dass wir uns bei der Erarbeitung postkolonialer feministischer Theologien darüber Rechenschaft ablegen müssen, dass sogar im selben Land oder in derselben Region Frauen leben, deren Probleme und Erfahrungen nicht unbedingt dieselben sind. Selbst nach den Interviews mit

Frauen im Flüchtlingslager kann ich nicht einmal ansatzweise ermessen, was sie durchgemacht haben, obwohl die postkoloniale Erfahrung für viele Frauen vor allem in Afrika paradoxerweise eine Erfahrung der Ausdauer und Stärke inmitten größten Unglücks ist. Im Binnenflüchtlingslager Vumilia Eldoret gab es hierfür ungezählte Beispiele: Frauen, die durch die Ereignisse nach den allgemeinen Wahlen im Jahr 2007 nicht schwächer, sondern größer und stärker geworden sind. Sie verkörpern die Kraft und Zähigkeit einer afrikanischen Frau. Einige gaben uns Ratschläge, und eine dieser Frauen bot mir in ihrem Zelt sogar eine Tasse Tee an, obwohl sie nicht wusste, woher sie das nächste Päckchen Teeblätter oder die nächste Ration Milch bekommen sollte. Eine solche Großzügigkeit und Selbstlosigkeit von Menschen, die scheinbar nichts haben, das sie anbieten könnten, ließ in mir die Frage aufsteigen, ob das Wunder, das die Welt braucht, um für alle Geschöpfe Gottes ein besserer Platz zu werden, nicht im Teilen besteht.

Wenn ich über die Geschichten der Frauen nachdenke, die ich im Rahmen des Immersionsprogramms interviewt habe, gibt es ein Thema, das situationsunabhängig immer wiederkehrt: das Patriarchat. Patriarchat insofern, als Männer ihre Macht benutzen, um die Stellung der Frauen zu untergraben oder um ihnen nicht dieselben Rechte als gleichwertigen Mitmenschen zuzugestehen. Das wurde auch in den Begegnungen der einheimischen Frauen mit potentiellen Arbeitgebern deutlich. In einem Fall ging eine Frau zu einem Vorstellungsgespräch, um sich auf eine Pastorenstelle in einer Kirche zu bewerben. Das ausschließlich aus Männern bestehende Gremium lehnte sie ab, weil sie zu alt sei, und gab die Stelle dann einem Mann, der fünf Jahre älter war als sie. Das ist das Erbe der Kolonialzeit, die das Funktionssystem der einheimischen Gesellschaft nicht berücksichtigte, wo die Aufteilung der Arbeit auf Alter und Geschlecht beruht hatte und jeder sich seiner jeweiligen Rolle und Verantwortung bewusst gewesen war.

Nach dem Besuch des Flüchtlingslagers sprachen meine Kolleginnen und ich noch lange über das Gehörte. Es waren schöne und traurige, entsetzliche und herzerreißende Geschichten, doch es waren auch Geschichten der Hoffnung und des Erfolgs. Dann nahm die Idee der Zusammenarbeit praktische Formen an, als wir über mögliche Strategien und Wege einer Solidarität mit diesen Menschen zu diskutieren begannen. Die amerikanischen Schwestern brachten sofort Ideen vor, wie wir dem Camp unsere Wertschätzung in Form von Spenden erweisen könnten. Sie sprachen darüber, wie und wo wir Hilfsgüter wie Säcke mit Maismehl, Zucker, Damenbinden usw. bekämen. Ich selbst hatte weniger über eine sofortige Maßnahme, sondern eher über eine langfristige Lösung nachgedacht. Im Stillen fragte ich mich, wie ich dazu beitragen könnte, diesen Menschen (vor allem ökonomisch) unter die Arme zu greifen,

Edith Kayeli Chamwama studierte Religionswissenschaft und Soziologie an der Universität von Nairobi, Kenia. Gegenwärtig arbeitet sie an einer Dissertation über afrikanisch-christliche Theologie und ist Redakteurin am Maryknoll-Institut für Afrikaforschung in Nairobi. Anschrift: P.O. Box 20365, 00100, GPO, Nairobi, Kenia. E-Mail: kayeli2001@yahoo.com.

damit sie ihre einkommenschaffenden Projekte auf den Weg bringen konnten (denn das war vielen, mit denen ich gesprochen hatte, ein Anliegen gewesen). Als wir gemeinsam über unsere Ideen und Ansätze sprachen, kam uns ein kooperatives Projekt in den Sinn, das im Rahmen eines Serviceprojekts als Teil der Ziele von *Kenya Immersion 2009* zu einem dritten Besuch im Camp führte. (Einen zweiten Besuch hatten wir dem Lager gleich am nächsten Tag abgestattet, um eine erste Hilfslieferung in Form von Lebensmitteln und Binden dorthin zu bringen.) Für mich war dieses Serviceprojekt ein praktisches Beispiel dafür, wie viel mittels echter Zusammenarbeit in einem postkolonialen Raum erreicht werden kann. Wir als Kenianerinnen hätten uns vielleicht angesichts der Größe des durch die Unruhen nach den Wahlen verursachten Leids hilflos gefühlt. Doch unsere amerikanischen Schwestern rissen uns aus unserer Verzweiflung und gaben uns neue Kraft zu praktischem Handeln. Vor kurzem hörte ich von jemandem, der das Flüchtlingscamp nach uns besucht hat, die Menschen dort seien noch immer dankbar für das, was unsere Gruppe getan hat. Für sie war es eine Geste, die sie ihr Leben lang nicht vergessen werden. Das war echte Zusammenarbeit in einem postkolonialen Kontext, und die Ergebnisse werden, so hoffe ich, das Projekt selbst überdauern. Anders als im Fall der *Kabul Beauty School* hat meine Erfahrung bei *Kenya Immersion 2009* mir einen großen Schatz an Strategien für feministische/womanistische Theologinnen in einem postkolonialen Raum mitgegeben.

Schlussfolgerung

Die Erfahrungen der Kenianerinnen im Rahmen des Projekts *Kenya Immersion 2009* kreisten um die Wirklichkeit der Globalisierung und die Notwendigkeit, feministische Theologie in einem globalisierten Kontext zu befragen. Natürlich sollte man die Relevanz dieses Projekts nicht überbewerten. Auch wenn die geschlechtsspezifische Ungerechtigkeit unabhängig von Hautfarbe, Religion, Alter und wirtschaftlicher Situation alle Frauen betrifft, liegt es doch auf der Hand, dass Frauen in unterschiedlichen Kontexten diese Ungerechtigkeit auch jeweils unterschiedlich erfahren. Die Erfahrungen von Frauen im postkolonialen Kenia scheinen durch die Armut, die in informellen Siedlungen wie Kibera oder im Binnenflüchtlingslager Mai Mahiu herrscht, komplizierter zu werden. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, das *Gender-Empowerment* in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich anzugehen. Alle Teilnehmerinnen von *Kenya Immersion 2009* stimmen darin überein, dass dieses Projekt eine ermutigende, inspirierende und positive Erfahrung gewesen ist. Es hat ihnen eine Gelegenheit geboten, mit ihren amerikanischen Kolleginnen zusammenzuarbeiten und sich darüber auszutauschen, was es heißt, heute Theologie zu betreiben. Es steht außer Zweifel, dass das Projekt für die Frauen von großem Nutzen gewesen ist. Dennoch sind auch gewisse Bedenken geäußert worden - vor allem im Hinblick auf die Schwierigkeit, einerseits auf einer globalisierten Ebene und andererseits

vor einer ganz spezifischen Kulisse gemeinsam zu forschen. Es ist an sich schon problematisch, dass die Kulisse im unterentwickelten, rohstoffarmen Kenia, einem postkolonialen Raum, von Frauen aus dem reichen Amerika geplant und gestaltet wird, denn dies macht nicht den Eindruck einer Zusammenarbeit gleichberechtigter Partner.

Während schon bei der Planung und Umsetzung des Projekts auf inhaltlicher Ebene vieles geschah, wurde andererseits auch auf der Prozessebene vieles erreicht. Die Immersionsmethodologie mag zwar gepriesen werden, weil sie es auf so wirkungsvolle Weise ermöglicht, die Realität der Geschlechterungleichheit zu erfassen, doch sie konfrontierte die Teilnehmerinnen auch mit den historischen Grundlagen gegenwärtiger Realitäten. Dies verursachte einigen der Kenianerinnen ein gewisses Unbehagen.

Problematisiert wurde ferner die Tatsache, dass nach wie vor die westliche Sicht auf feministische Theologie und römisch-katholische Theologie maßgeblich ist. Feministische Wissenschaftlerinnen müssen sich von dieser Tradition freimachen, um auch neuere Strömungen wie die evangelikalen und pfingstlichen feministischen Theologien miteinzubeziehen, die derzeit in Lateinamerika und den USA weit und in Afrika weniger weit entwickelt sind. Überdies müssen sich die feministischen Theologen mit den neuen religiösen Bewegungen, die auf dem afrikanischen Kontinent und andernorts überall aus dem Boden schießen, auseinandersetzen, um deren Sichtweise schätzen und integrieren zu lernen.

Alles in allem hat *Kenya Immersion 2009* eine wichtige Entwicklung angestoßen, denn es hat uns den globalisierten Kontext bewusst gemacht, in dem wir Theologie betreiben. Das ist eine bahnbrechende Errungenschaft, die für das theologische Arbeiten in einem globalisierten Kontext vielversprechende Grundlagen legt.

¹ Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP), *Weltentwicklungsbericht 1999*, New York und Oxford (Oxford University Press) 1999, 31.

² Benedikt XVI., Enzyklika *Caritas in Veritate*, 29. Juni 2009, Nr. 42.

³ Eine detaillierte Beschreibung dieses Projekts bietet der Artikel von Susan Ross, Melissa Browning und Elisabeth Vasko, *Gut und Böse im globalisierten Kontext: afrikanische und amerikanische Frauen in der Theologie*, in: *Concilium* 45 (2009/1), 40-47. Vgl. auch www.kenyaimmersion.com/kenyaimmersion/Welcome.html.

⁴ Für viele afrikanische Gesellschaften ist die Zahl 3 das Ganze und symbolisiert Weisheit, die darin besteht, die menschliche Person als dreifache Realität aus physischer, mentaler und spiritueller Seinsweise wahrzunehmen.

⁵ Die Tatsache, dass wir, die wir uns vor *Kenya Immersion 2009* größtenteils noch nie begegnet sind, einander nun Schwestern nennen dürfen, stellt bereits einen der großen Erfolge dieses Projekts dar.

⁶ Während der Kolonialzeit in Kenia waren die britischen Kolonialherren allgemein der Ansicht, dass der Kolonialauftrag, die primitiven Eingeborenen zu zivilisieren, eine große Bürde sei, die auf den Schultern des weißen Mannes laste. Jemand hat über diese Auffassung ein Buch mit dem Titel *The White Man's Burden* geschrieben. Vgl. hierzu im Internet www.

kumekucha.blogspot.com/2008/07/how-long-will-we-remain-white-mans.html (abgerufen am 25. August 2009).

⁷ Obioma Nnaemeka, *Nego-Feminism: Theorizing, Practicing, and Pruning Africa's Way*, in: Signs: Journal of Women in Culture and Society 29 (2004/2), 357-385.

⁸ Kwesi Kwaa Prah, *Africa En Route and Roots*, in: African Forum on Strategic Thinking Towards the Earth Summit and Beyond (Hg.), Sustainable Development, Governance, Globalization: African Perspective, Kongressakten einer im September 2001 in Nairobi, Kenia, abgehaltenen Konferenz, Nairobi 2002, 25.

⁹ Paul Farmer, *Vorwort*, in: Fran Quigley, *Walking Together, Walking Far: How a US and African Medical School Partnership is Winning the Fight Against HIV/AIDS*, Bloomington/Indianapolis 2009.

¹⁰ Ross/Browning/Vasko, *Gut und Böse im globalisierten Kontext*, aaO., 43.

¹¹ Ebd., 44.

¹² „Traditionell“ bezieht sich in diesem Zusammenhang auf das Indigene oder Einheimische im positiven Sinne.

Aus dem Englischen übersetzt von Gabriele Stein

Warum wir geblieben sind – warum wir bleiben

Sandra M. Schneiders

Zwei Fragenkomplexe, die amerikanische Ordensfrauen betreffen, schlagen heute innerhalb und außerhalb der Kirche hohe Wellen: 1) Warum sind Ordensfrauen wegen der apostolischen Visitation verstört? 2) Was ist der wahre Grund für diese Untersuchung?

Warum sind Ordensfrauen wegen der apostolischen Visitation verstört?

Einige Laien und selbst manche (zumeist konservativere) Ordensfrauen fragen sich, warum sich Ordensfrauen über die Einladung vatikanischer Amtsträger aufregen, über ihr Leben in der Absicht zu diskutieren, die Qualität religiösen Lebens heute zu stärken und zu stützen. Schließlich ist kein Leben vollkommen und zuweilen können hilfsbereite Außenstehende Dinge sehen, die Eingeweihte übersehen.